Die Brücke 1/13

Evangelische
Kirchengemeinde
Köngen am Neckar

Editorial

"Ich will alles, ich will alles, und zwar sofort!" so lautet der Refrain eines erfolgreichen Schlagers aus den 80er Jahren, der wohl bei der konsumorientierten Hörerschaft den richtigen Nerv traf und damals ziemlich erfolgreich war. „Nimm so viel du willst!" Das hören auch wir gern, gewähren und erwarten Großzügigkeit. Flatrates für alles Mögliche und „All you can eat/drink-Angebote" erwecken den Eindruck, dass wir jederzeit bekommen können, so viel wir wollen.

Dem entgegen steht unser Titel „Soviel du brauchst". Dieses Motto des Deutschen Evangelischen Kirchentags, der vom 1.–5. Mai 2013 in Hamburg stattfindet – eigentlich ein Zitat aus der Manna-Geschichte – hat uns gleich fasziniert. Ist doch die Fastenzeit vor Ostern von Alters her ein guter Zeitpunkt sich über das Gedanken zu machen, was wir wirklich zum Leben brauchen – und was nicht.

Wie viel Nähe, wie viel Arbeit, Erlösung, Nahrung, Hoffnung und Anerkennung benötigen wir? Aber auch wie viel Ökumene, Internet, Fleisch und PS? Und wie können wir unsere Bedürfnisse in einer guten Balance halten mit dem, was da ist und mit dem, was andere brauchen? Manchmal ist einfach auch ein rauschendes Fest angesagt, manchmal dagegen Einsamkeit und Askese ...

„So viel? Mir reichen da ein oder zwei ...!" Das werden Sie vielleicht denken und schmunzeln, wenn Sie die Bilder unserer Sammel-Leidenschaften betrachten, die das Heft optisch ergänzen.

Ihnen viel Freude beim Lesen, Schauen und Weiterdenken und im Namen der gesamten Redaktion wünsche ich Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, ein gesegnetes Osterfest!

Petra Maier

Ein Traum in Weiß

Kleine Mädchen träumen davon, große planen sie: die perfekte Hochzeit.

Die Traumhochzeit von vielen Mädchen ist relativ ähnlich. Ein großer Garten und ein wunderschönes riesiges Haus. Eine Trauung in einem weißen Kleid, mit süßen Blumenmädchen, die rote Rosenblätter streuen und weiße Tauben, die freigelassen werden, während das Brautpaar sich küsst. Am liebsten eine große Hochzeitsgesellschaft mit vielen runden Tischen und Tischkärtchen, da kommen kleine Mädchen ins Träumen, nicht wahr?

Doch braucht man das alles wirklich? Braucht man eine teure Hochzeit, auf der man die Hälfte der Gäste nicht kennt? Braucht man teures Essen, hochgezüchtete Tauben, ermordete Blumen um zu heiraten?

Heißt in den Bund der Ehe einzutreten nicht eigentlich, dass man für immer zusammen sein will? Dass es irgendwo niedergeschrieben ist? Oder feiert man Hochzeit wegen einem großen Fest, vielen Menschen, und um einmal im Leben das Gefühl zu haben alles dreht sich nur um einen selbst? Ja, einmal im Mittelpunkt zu stehen, einmal alle Blicke auf sich gerichtet zu haben, das ist wohl nicht nur der Traum von kleinen Mädchen. Dafür lohnt sich doch die ganze Mühe, der Aufwand und der Stress. Für den einen Tag ein Traum in Weiß zu sein. Doch auch Männer genießen es sicherlich, wenn sie und die Traumfrau wunderschön und glücklich vor dem Altar stehen.

Katja Schwilk

„Gott liebt den Luxus!“

Bei jeder anderen Person hätte ich protestiert. Wie? Gott liebt den Luxus? Doch da steht diese kleine, zierliche Person nach dem Gottesdienst vor mir. Aufrecht, in ihrem zeitlos grauen Mantel, der noch nie so richtig modisch war. Zwei blitzwache Augen schauen mich direkt an. Vielleicht auch ein bisschen schelmisch, vielleicht. Sie meint es ernst. Ich spüre es. Ich traue mich nicht zu widersprechen – ihr, der alten, bescheidenen Pfarrersfrau mit der großen Lebenserfahrung. Die gewohnt war zurückzustecken, für andere zu sorgen. Eins ist sicher, mit Luxus hatte sie ein Leben lang nichts am Hut. Was soll ich, die junge Vikarin, mit diesem Satz nur anfangen? Staunend schaue ich sie an. Sprachlos. Doch sie redet weiter: „Wissen Sie, Gott hat alles so überschwänglich geschaffen, alles in Fülle. Die Blumen, die Natur, alles ist im Überfluss und in den buntesten Farben da. Gott liebt

sicher auch den Luxus!“ Dies habe ich seither nicht vergessen. Was sie mir damit sagen wollte?

Da sitzen sie am Küchentisch, die beiden Schwestern. Die Abende waren lang, erst recht wenn der Magen knurrt. Und sie erzählen sich ihre Träume – die Träume von Schokolade, von Braten – all die leckeren Sachen, die ihre Mutter vor dem Krieg gekocht hatte. Es ist die Zeit des kargen Nachkriegsdeutschlands.

Und dann kam aus heiterem Himmel ein Paket an. Ein amerikanisches Wunder in der schwäbischen Kleinstadt. Sie packten es andächtig aus: Lebensmittel, eine Tafel Schokolade – und dann das pure Glück: Kleider. Gebraucht. Großblumig, grellbunt – viel zu bunt und kitschig für schwäbische Verhältnisse. Ob sie sich wohl trauen, sie anzuziehen? Egal! Ein Hauch von Luxus umwehte sie.

So hatte meine Mutter es immer mal wieder erzählt – mit einem verzückten Blick.

Brot und Rosen – so sangen 1912 die Arbeiterinnen in den USA. Sie klagten das existentiell Notwendige ein: die Hungerlöhne sollten endlich aufhören. Und: sie sangen für ein menschenwürdiges Leben. Sie wollten teilhaben an den Schönheiten des Lebens. Es braucht eben Brot und Rosen.

Margund Ruoß

Lied: Brot und Rosen

Wenn wir zusammen gehen
Geht mit uns ein schöner Tag
Durch all die dunklen Küchen
Und wo grau ein Werkshof lag
Beginnt plötzlich die Sonne
Unsre arme Welt zu kosen
Und jeder hört uns singen
BROT UND ROSEN

Brauche Arbeit!

In der Pause einer Veranstaltung komme ich mit dem Referenten ins Gespräch. Er sieht gut aus, ist sehr nett und durch die Seminarausschreibung weiß ich, dass er zurzeit an seiner Doktorarbeit schreibt. Während des kurzen Gesprächs hoffe ich, dass das Gespräch nicht auf mich kommt. Dann hätte ich sagen müssen, dass ich arbeitslos bin. Das ist mir unangenehm. Natürlich habe ich inzwischen Formulierungen parat, die angenehmer klingen: „Ich such nach einer neuen beruflichen Herausforderung". Erklärungen, wie es zu dieser Situation kam, könnte ich gleich mitliefern. Es bleibt mir erspart, die Pause endet, ohne dass unser Gespräch persönlich wurde.

Mir geht es nicht richtig schlecht, ich bekomme Arbeitslosengeld I, das sind 60% meines letzten Gehalts, das reicht. Für mich ist die Arbeitslosigkeit kein Armutsrisiko. Das ist sie für viele nicht, doch der Statusverlust kränkt. Mir fallen Geschichten von Menschen ein, die über Monate jeden Morgen das Haus verließen, um ihren Familien und Nachbarn vor zu spielen, dass sie nach wie vor zur Arbeit gehen. In den sieben Monaten war ich nur zu drei Bewerbungsgesprächen eingeladen. Von zweien kam danach die Absage, eine Stelle lehnte ich selbst ab. Das nagt an mir und meinem Selbstbewusstsein. Warum will mich keiner? Was mache ich falsch?

Dass ich bereits eine gute Stelle hatte, macht es mir leichter. Ich vermute, dass es mir mehr zugesetzt hätte, wenn ich gleich nach dem Studium keine Stelle gefunden hätte. Die Zahlen zur Jugendarbeitslosigkeit erschrecken mich. In Spanien sind 47 Prozent der jungen Leute ohne Job. Was das mit den jungen Menschen macht? Was das mit der heranwachsenden Gesellschaft macht? Wie geht es wohl Menschen, die in ihrem Heimatland einen Beruf erlernt haben, nun in Deutschland ihre Qualifikationen nicht anerkannt bekommen?

Am Anfang habe ich die freie Zeit noch richtig genossen, endlich klingelt morgens kein Wecker. Ich habe Hobbies neu entdeckt, Freunde besucht, mir ehrenamtliche Beschäftigungen gesucht. Doch nun, nach Monaten ist das kaum noch befriedigend. Es gibt Tage, da habe ich morgens keine Lust aufzustehen, es gibt nichts, was ich tun muss. Langeweile und schlechte Laune kommen auf. Auch die Befürchtung, dass ich später bereue, die freie Zeit nicht besser genutzt zu haben. Ich bin erstaunt, wie wichtig Arbeit für mich ist. Als ich gearbeitet habe, habe ich mich immer nach mehr Freiraum gesehnt.

Warum will mich keiner?

Gestern war ich bei einem Bewerbungsgespräch, es lief gut. Jetzt warte ich auf Post. Hoffentlich ein kleiner Umschlag, große Umschläge sind schlecht, zusammen mit der Absage kommen die Bewerbungsunterlagen zurück.

Evi Handke

Andere Zeiten

Wenn wir heute die Zeitung lesen, finden wir häufig Berichte über weggeworfene Lebensmittel. Lesen wir aber Zeitungen, die etwas mehr als sechzig Jahre alt sind, erfahren wir genau das Gegenteil, nämlich Mangel, Hunger und Not in Deutschland.

Der Winter 1946/47 war wohl sehr kalt, Deutschland lag vom zweiten Weltkrieg am Boden und als Hungerwinter bezeichnet, überlebten viele Menschen, vor allem in den Großstädten, nicht. Nicht nur gab es sehr wenig zu essen, auch wenig Wohnraum, denn viele Wohnungen waren zerstört, manche von der Besatzungsmacht beschlagnahmt, hinzu kamen Millionen von Heimatvertriebenen.

Nur ein Wasserhahn in der Wohnung

Diese Situation war in Köngen auf dem Land nicht ganz so dramatisch. Fast alle Köngener Familien hatten Landwirtschaft, von der man meist leben konnte. Trotzdem war das Leben nicht üppig. Alles war rationiert. Für alles gab es Lebensmittelkarten und Bezugsscheine, z.B. für Brot, Fett, Fleisch, Milch, Seife, Schuhe, Kleidung und Heizmaterial.

Die Bauern wurden sehr genau kontrolliert, indem der Viehbestand gezählt und der Ertrag der Äcker von einer Kommission vor der Ernte geschätzt wurde. Ebenso kontrolliert wurde der Verkauf. Auch die Wohnungen waren nicht frei zu benutzen.

Die Heimatvertriebenen kamen aus Lagern und wurden dann zuerst in den Sälen der Gasthäuser untergebracht. Sie hatten keine Kochmöglichkeiten. Deshalb wurde auf den Straßen mit ganz primitiven Feuerstellen gekocht. Eine Wohnungskommission verteilte sie auf Köngener Familien. Wenn man sich vorstellt, wie eng das zuging – damals hatten die meisten Häuser nur ein Klosett (kein WC), nur eine Küche und häufig nur einen Wasserhahn in der Wohnung – dann kann man sich die Umstände vorstellen, die eine solche Einquartierung mit sich brachte. Um ein Beispiel zu nennen: Im Haus meiner Großmutter, in dem schon drei Personen verschiedener Generationen wohnten, wurde noch ein Ehepaar einquartiert. Die gesamte Wohnfläche war nicht einmal 70 m².

Auch wurden damals Dinge gemacht, die man sich heute kaum noch vorstellen kann, so zum Beispiel das Ährenlesen. Menschen mit Körben, Säcken und Tüchern gingen über die abgeernteten Felder, sammelten die liegen gebliebenen Ähren ein um daraus Mehl zu gewinnen. Bei Kartoffeln wurde ebenso nachgelesen. Auch ist mir aus meinem ersten Schuljahr 1946 eine Begebenheit in Erinnerung: Meine Lehrerin hat voller Freude einen Brotlaib auf einen hohen Schrank gelegt. Nach der Pause war dieses Brot weg. Ich sehe heute noch die Tränen im Gesicht der Lehrerin. Oder Otto Flaig erzählte, dass er so wie noch andere arbeitsfähige junge Männer in den Wald zum Holz machen mussten, damit anderen bedürftige Personen wenigstens ein kleines Quantum an Brennholz zugeteilt werden konnte. Die Holzmacher bekamen dafür einen Raummeter Holz. Auch wurden im Wald die Stümpfe der abgesägten Bäume ausgegraben – eine riesige Arbeit, nur um etwas Brennholz zu erhalten.

Bestimmt gibt es noch Menschen, ich denke besonders an die, die ihre Heimat verlassen mussten, sie haben Dinge aus dieser Zeit in Erinnerung, die wir nicht erlebt und nicht mitbekommen haben.

Dieser Artikel entstand in Zusammenarbeit mit Hildegard Maier, Otto Flaig und Gottlieb Lamparter

One Week Veggie – Ein Selbstversuch

Mein Name ist Ronny Fahrion. Ich bin 18 Jahre alt, habe mich eine Zeit lang vegetarisch ernährt und dies für Sie protokolliert. Zunächst sah ich kein Problem darin, als ich dem Projekt zustimmte, zwei Wochen strikt vegetarisch zu leben. Das Ganze wurde dann sogar noch auf eine Woche herabgesetzt und ich dachte mir, ein wenig überheblich, na zwei

Wochen hätte ich auch locker geschafft – kann ja nicht so schwer sein!

Tag 1

Los geht's. Habe mich zur Vorbereitung ausführlich informiert, was ich essen darf und was nicht. Bei Gelatine muss ich aufpassen, ansonsten ist alles kein Problem. Die Wurstscheibe aufs Vesperbrot wird durch Butter und Nutella ersetzt – auch in Ordnung. Ob Nutella „böse" ist – kann ich nicht beantworten. Schaue zum ersten Mal bei allem, was ich esse auf den Inhalt. Mittags gibt's in der Kantine Ratatouillegemüse mit Kartoffelpuffer und Reis. Was für ein Anfang, das hätte ich sowieso gewählt. Am Abend bestelle ich mir Pizza mit Mozarella, Peperoni und Käserand. Bin sehr zufrieden mit dem Essen und mir selbst. So kann's weitergehen.

Tag 2

Habe gute Laune. Alle meine Kollegen wissen vom Experiment. Keiner würde es freiwillig machen, aber keiner sieht ein Problem darin. Als vegetarisches Mittagessen werden mir Spinatmaultaschen angeboten, damit bin ich zufrieden. Bin überrascht, dass mir schon das zweite Essen zusagt. Verstehe jedoch nicht, wie man dieses traditionelle Gericht so verunstalten kann. Abends in Stuttgart noch ein kurzer Zwischenstopp bei Mc Donalds – und ein erster Denkfehler. Der Veggieburger ist vorprogrammiert, aber mir fehlt eine Beilage

Ob Nutella „böse" ist?

– Chicken Nuggets? Moment mal – da war doch was. Ach ja. Geht ja gar nicht. Na gut, dann eben mittlere Portion Pommes. Sonderlich gut schmecken die leider nicht... Bisher habe ich mein Essen immer ausgewählt, doch in dieser Woche scheint das Essen mich auszuwählen... Das gefällt mir gar nicht.

Tag 3

Hätte wirklich Lust auf ein schönes Schnitzel mit Kartoffelsalat, doch beides geht leider nicht... Kartoffelsalat wird meist mit Fleischbrühe angemacht. Will aber niemanden aufhalten oder fragen, nehme deshalb sicherheitshalber Nudeln. Heute gibt es Selleriecremesuppe und Tortellini in Käse-Sahne-Sauce. Eigentlich ganz o.k. Theoretisch schon das dritte gute Essen in Folge und trotzdem macht sich bei mir schlechte Laune breit. Nicht essen zu dürfen was man will ist eine Einschränkung, ein Eingriff ins tägliche Leben. Den will ich zwar einerseits für den Versuch zulassen – andererseits lehne ich ihn aber total ab. Meinen Kollegen fällt auf, dass ich außergewöhnlich ruhig bin und nicht so viel lache wie sonst – Beeindruckend, wie so etwas Nebensächliches wie Essen meinen Alltag, meine Laune und meinen Umgang mit anderen beeinflussen kann. Versuche trotzdem, das Beste daraus zu machen und mir nichts anmerken zu lassen. Frage mich, ob das Experiment mich verändert. Werde ich sogar mein Essverhalten ändern? Am Ende

der Woche werd' ich es wissen. Abends habe ich keinen Hunger und esse nichts richtiges. Um meine Laune ein bisschen aufzubessern, fange ich an, meine Familie für ihren Fleischkonsum zu kritisieren, alles aus Spaß natürlich. Bin absolut neidisch.

Tag 4

Zu Mittag gibt's heute einen heißen Tomatenstrudel im Kiosk neben dem Möbel König. Endlich wieder aussuchen, was es zu essen gibt. Ein junger Mann bietet mir im Möbelhaus ein Häppchen an. Geht nicht: Oben ist ein kleines Rädchen Schwarzwurst drauf. Wenn schon vegetarisch, dann aber richtig! Abends gibt es Tomaten-Mozarella-Tortellini mit Gorgonzola Sauce. Eigentlich ein sehr gutes Essen, aber da auf dem Teller nebenan zwei saftige Schnitzel liegen, schmeckt es mir nur noch halb so gut.

Tag 5

Heute bin ich zum Geburtstag eingeladen! Natürlich mit Kaffee und Kuchen am Nachmittag. Von den vier verschiedenen Kuchen sind drei mit Gelatine. Für mich bleibt also nur der Schokokuchen. Anstelle eines Bratens mit Kartoffelsalat bekomme ich Kässpätzle zum Abendessen. Bin richtig froh über ein so gutes Ausweichmenü, hat der „Veggie" also doch noch etwas Gescheites zu Essen gemacht bekommen – mit ein bisschen Spott kann ich gut leben, sind ja auch nur noch zwei Tage.

Tag 6

Meine Laune wird nicht besser. „Ich hätte gerne Butternudeln mit Senfsauce", sage ich an der Theke. Die Ausgabedame, die mich seit fast einem halben Jahr kennt, scheint die Welt nicht mehr zu verstehen... Aber immer noch besser als Eier auf Senfsauce mit Blattspinat und Nudeln. Bin einfach gottfroh wenn die Woche endlich vorbei ist. Abends macht mir meine Mutter Zucchinischnitzel, anscheinend das Non-Plus-Ultra für Vegetarier. Gar nicht schlecht, aber sieht leider nur aus wie Schnitzel... Vergleichbar ist es nicht ganz, kommt aber nah ran. Immerhin gut zu wissen, dass es auch Ausweichmöglichkeiten gibt. Noch ein Tag und es ist endlich vorbei. Kaum zu glauben dass mich sieben Tage so mitnehmen. Bin dauerhaft müde und antriebslos. Vielleicht nur ein Placebo-Effekt – Man weiß es nicht.

Tag 7

Ausgerechnet am letzten Tag gibt es in der Kantine Schnitzel, mein Lieblingsessen!

Meine Laune wird nicht besser

Hätten die auch anders legen können. Für mich bleibt ein Reis-Quarkauflauf in warmer Erdbeersauce, was ich eher als Nachtisch einstufen würde, aber gut. Abends gibt es noch Pfannkuchen, und damit ist die vegetarische Woche auch schon vorbei. Werde schon am nächsten Tag Käsebockwurst essen und mir nicht das Geringste dabei denken. Hab ich halt schon immer so gemacht.

Zum Abschluss möchte ich sagen, dass die Woche für mich trotz allem eine tolle Erfahrung war. Mir ist dabei erst klar geworden, dass ich eigentlich ein reiner „Fleischfresser" bin. Ich esse zwar Beilagen dazu, aber es fällt mir doch sehr schwer, ganz darauf zu verzichten. Es ist auch eine interessante Erfahrung, nicht das tun zu dürfen was man gerne tun würde, und das schon im kleinsten Rahmen. Einen Sportwagen fahren zu wollen und sich mit einem Kleinwagen zu begnügen ist die eine Sache, aber einen Teller Dampfgemüse einem Steak mit Kartoffelsalat vorzuziehen eine andere... Probieren sie es doch einfach mal selbst aus und erfahren Sie, was sie in diesem Zeitraum empfinden und denken.

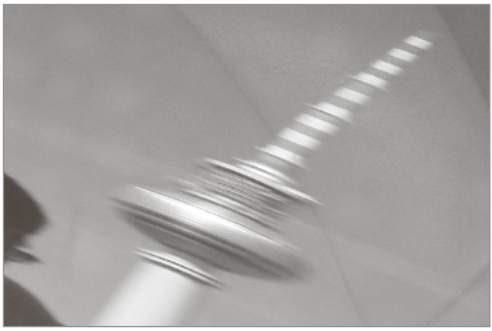
Ronny Fahrion

Dies ist eine stark gekürzte Fassung, den Text in Originallänge finden Sie auf der Homepage der Kirchengemeinde
http://bruecke.evkg-koengen.de/

Leben braucht Medienkonsum?

Medienkonsum – das sind 214.000 Ergebnisse innerhalb von 0,22 Sekunden bei Google. „Medienkonsum steigt auf Rekordhöhe" liest man da.

Egal ob Zeitung am Morgen, PC auf der Arbeit, Internet, Smartphone, TV oder ein Buch in der Freizeit – wir haben den ganzen Tag über mit verschiedensten Medien zu tun.



Wir nutzen sie als Informationsquelle, als Zeitvertreib, als Kommunikationsmittel oder als Arbeitsgerät. Der Medien- und vor allem der digitalen Welt kann man sich heutzutage kaum noch entziehen.

Vor allem das Internet hat vieles in unserer Gesellschaft verändert: Ob es um Kommunikation mit Freunden, den Einkauf oder die Suche nach Informationen geht, vieles geschieht inzwischen online. Printmedien beginnen auszusterben. Konsole statt Brettspiel. Das Internet macht viele Dinge einfacher und schneller, Smartphones und Apps nicht zu vergessen. Medien sind heutzutage so vielfältig, sie ziehen einen in den Bann, sind aber auch von Nutzen.

Doch darf man nicht vergessen, dass es ein Leben außerhalb der Medien und vor allem außerhalb der digitalen gibt – „real life" genannt. So treffe ich mich am liebsten persönlich mit Familie oder Freunden und unternehme etwas. Wenn das nicht geht, bin ich dankbar für die Möglichkeiten der sozialen Netzwerke. Doch das Web 2.0 birgt genug Risiken: Datenschutz und Privatsphäre sollten weitestgehend gewahrt bleiben.

Und man sollte lernen einzuschätzen, wie verlässlich eine Informationsquelle der ganzen Informationsflut ist. Da ist der Weg in die

Ab und an off gehen

Bibliothek teils doch der bessere.

So muss ein jeder für sich selbst entscheiden und abwägen, wie viel Medienkonsum er oder sie braucht. Ab und an off gehen und etwas selbst machen, sei es Sport oder Kreatives, schadet jedenfalls nicht. Doch auf eine gute Zeitschrift oder Zeitung, mein Smartphone, den schnellen oft günstigeren

und bequemeren Einkauf im Onlineshop, einen guten Film oder ein unterhaltendes Buch verzichten kann und möchte ich persönlich nicht. Ich brauche gewissermaßen Medienkonsum. Er tut mir gut, macht Spaß, informiert mich, hilft mir bei der Arbeit und in Kontakt zu bleiben – Medienkonsum gehört in gewissem Maße für mich zum Leben dazu.

Julia Förster

Hoffnung

Manchmal ist Hoffnung der Strohhalm, an den Leute sich verzweifelt klammern, wenn sie zu mir ins Gespräch kommen. Und Sie? Wie viel Hoffnung brauchen Sie? Vermutlich sagen Sie wie ich: So viel wie möglich – aber wenigstens ein Fünkchen: Ich brauche Hoffnung, damit ich nicht aufgebe, damit, wenn in der Gegenwart alles über mir zusammenzu-

Hoffnung auf neues Leben

brechen scheint, ich mich festhalten kann an der Aussicht auf Zukünftiges. Viele Hoffnungen bewegen uns unser Leben lang. Zuletzt bleibt die Frage nach dem Leben.

So ging es auch den Menschen des Neuen Testaments. Sie hofften darauf, dass der Messias, der Sohn Gottes, käme. Viele hatten erkannt: Jesus ist der, der uns seit Jahrhunderten versprochen ist. Seine 12 Jünger waren drei Jahre lang mit ihm gegangen – bis zu seiner großen Niederlage, dem qualvollen Tod am Kreuz. Alle Hoffnung war zerstört.

Von zweien dieser Jünger wird erzählt, wie sie voll Trauer und maßloser Enttäuschung

unterwegs waren. Auf einmal ging ein Mann mit ihnen, der sie fragte: Worüber verhandelt ihr? Die Beiden wunderten sich, dass der Fremde nichts von dem aufsehenerregenden Ereignis wusste. Sie erzählten ihm von Jesus und sagten: „Wir aber hofften, er sei es, der Israel erlösen würde." (Lukas 24,21) Sie konnten noch nicht erkennen, dass dieser Mann

Jesus war. Wer hatte auch schon je gehört oder gesehen, dass ein Mensch gestorben war und dann wieder lebendig umher lief?

Bei seiner Predigt schöpften sie wieder Mut, fingen sie an, einen Sinn zu ahnen in diesem unfassbaren Geschehen. Doch erst als sie miteinander zu Abend aßen, erkannten sie ihn – und er verschwand wieder aus ihren Augen.

Neue Lebendigkeit erfasste sie. Sie brachen auf und trugen eine ganz neue Hoffnung zu den anderen Jüngern: Hoffnung auf neues Leben, Hoffnung auf mehr von Gott. Die Jünger wurden bald zu Hoffnungsträgern in die Welt hinein.

Christen sind Hoffnungsträger. Sind sie hoffnungslos optimistisch, weil sie an ein Leben nach dem Tod glauben? Ja, sie haben diese Hoffnung, weil der Auferstandene auch heute noch lebt und sie von ihm berührt werden.

Magdalene Schnabel

Wie viel Nähe braucht ein Mensch?

Hund oder Katze? Zu welchem Typus würden Sie sich zählen? Gemeinschaftswesen oder Einzelgänger? So individuell wie unsere Charaktere sind auch unsere Bedürfnisse nach menschlichem Kontakt. Als Mutter bemerkt man schon früh die Unterschiede: Da gibt es – auch unter leiblichen Geschwistern – „Schmuserle" und „Abstandhalter". Gar nicht so einfach, jedem einzelnen gerecht zu werden. Je unabhängiger ein Kind wird, umso selbstbestimmter werden auch seine Beziehungen zu anderen Menschen und die Zeiten, die es mit ihnen verbringt. Ist der junge Erwachsene dann wegen der Ausbildung zum ersten Mal in einer neuen Stadt auf sich allein gestellt gilt es, sich einen neuen Bekanntenkreis aufzubauen, was meistens ganz gut gelingt.

Ich kann das noch gut alleine

Und im Alter? Viele ältere Menschen sind ungewollt sehr einsam. Oft gesundheitlich eingeschränkt, können sie ihre Sozialkontakte nicht mehr so pflegen wie früher. Man sieht oder hört schlecht, wodurch auch lesen und telefonieren schwieriger werden. Freunde und der Partner/die Partnerin sind vielleicht schon verstorben und neue Kontakte zu knüpfen fällt schwer. Wenn einem dann auch noch der Haushalt über den Kopf wächst und man niemanden hat, der einem privat unter die Arme greift, gibt es bei uns zum Glück die Hilfen der Sozialstation.

In der sogenannten "Nachbarschaftshilfe", also der Hilfe beim Führen des Haushaltes, arbeitet Frau Kleinikel seit nunmehr 23 Jahren in Köngen. Das Betätigungsfeld geht über Putzen, Wäsche machen und Einkaufen bis hin zur Unterstützung bei der Körperhygiene. Sie betreut auf diese Weise in Teilzeitarbeit 4-6 Haushalte gleichzeitig.

Auf die Frage, wer sich solche Hilfe holt, antwortet Frau Kleinikel, es seien in aller Regel die Angehörigen und nur selten die Senioren selbst, die hier aktiv werden. Beim Antrittsbesuch hörte sie dann schon oft Sätze wie diese: „Ich kann das noch gut alleine. Ich habe das jetzt 60 Jahre lang gemacht und ich brauche niemanden Fremdes, der sich hier einmischt." Da gilt es, mit viel Fingerspitzengefühl Vertrauen aufzubauen, die alten Menschen in die Arbeiten mit einzubeziehen, mit ihnen während des Fensterputzens oder Abstaubens ein wenig zu plaudern. Wichtig ist, so Frau Kleinikel, nichts umkrempeln zu wollen, auch wenn einem manches auf den ersten Blick umständlich erscheint, sondern sich mit den Gegebenheiten zu arrangieren, die man antrifft. Durch die Regelmäßigkeit der Besuche entsteht mit der Zeit meist eine engere Vertrautheit und die SeniorInnen freuen sich über die gemeinsame Zeit, sind sogar enttäuscht, wenn wegen Krankheit oder Urlaub einmal eine Kollegin als Vertretung kommen muss. Als besondere Bereicherung empfindet Frau Kleinikel das gemeinsame Kochen mit den alten Menschen. Da hat sie als gebürtige Rheinländerin schon mal bei einer 90-jährigen Schwäbin gelernt, wie man Spätzle macht. Allerdings sind diese Highlights seltener geworden seit es das „Essen auf Rädern" gibt und die Mahlzeiten fertig gekocht und warm zur Mittagszeit in die Wohnung geliefert werden. Gemeinsam mit den Angeboten der Krankenpflege, die die medizinische Versorgung durch ausgebildete Krankenschwestern anbietet, gibt dies den hilfsbedürftigen alten Menschen die Möglichkeit, so lange es geht in ihrem vertrauten Umfeld zu bleiben.

Eine gute Sache, wie ich finde, denn einen alten Baum verpflanzt man nicht gerne!

Petra Maier

Fair handeln mit fairgnügen

„So viel du brauchst" bei diesem Thema des Kirchentages 2013 erinnere ich mich an die Theatergruppe meiner Heimatgemeinde. Damals führten wir das Stück auf: „Wie viel Erde braucht der Mensch?" Ein Mann wollte Land besitzen und bekam so viel zugeteilt, wie er an einem Tag umrunden konnte. Erschöpft kehrte er am Abend zurück und

brach zusammen. - Ihm genügte ein Grab.

Wie viel brauche ich? Ich habe: Wohnung, Kleidung, Nahrung, Familie, Freunde und noch mehr. Für diesen Reichtum bin ich dankbar.

Ich kann im Supermarkt, in den Köngener Fachgeschäften und auf dem Wochenmarkt alles kaufen, was ich glaube zu brauchen.

Oft überlege ich: Wer hat für welchen Preis diese Ware hergestellt? Dann muss ich beschämt feststellen: Von diesem Erlös kann man nicht leben. Wie gut geht es mir, wenn ich weiß, diese Ware ist ihren Preis wert und der Erzeuger kann davon kaufen so viel er zum Leben braucht.

Diese Gewissheit habe ich bei Produkten von „Gepa" (faire Handelsgesellschaft), „dwp" (dritte Welt Partner) und „el Puente" spanisch: Die Brücke (partnerschaftlicher Welthandel).

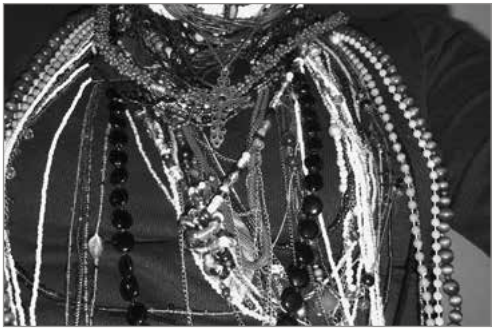
Diese Handelsgesellschaften kaufen bei Genossenschaften und Kleinbauern in meist armen Ländern der Welt ein. Sie bezahlen

gerechte Preise, damit diese Menschen so viel verdienen wie sie für Nahrung, Wohnung, Kleidung, Bildung und Gesundheit brauchen. Sie haben die Verpflichtung, gute Waren, meist Bio, für uns zu produzieren (z. B. Kaffee, Tee, Kakao, Reis) und müssen ihre Mitarbeiter gerechten Lohn bezahlen. Also Handel in Partnerschaft.

Handel in Partnerschaft

Wie gut wäre es, wenn wir diese Produkte immer kaufen könnten? Eine kleine Auswahl gibt es bereits am ersten Samstag im Monat auf dem Wochenmarkt.

Unser Verein fair handeln e.V wurde unter anderem dazu gegründet, um in Köngen einen Eine Welt Laden eröffnen zu können. Ein gutes Raumangebot haben wir. Doch wir



brauchen dazu viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter die uns mit Ideen, Rat und Tat, ehrenamtlich und finanziell unterstützen.

Für uns und unser Dorf wäre ein „Eine Weltladen" eine große Bereicherung und ein kleiner Beitrag für eine gerechtere Welt, damit wir und die Erzeuger dieser Waren, „so viel wir brauchen", zum Leben haben.

Heide Lamparter
Handel in Partnerschaft

Man hu?

Was soll das denn? Brauchen wir nicht. Weg damit. So manche biblische Wundergeschichte landet umgehend in der theologischen Mottenkiste. Wunder sind vielleicht spannend für Kinder. Unterhaltsam zu erzählen. Aber für Erwachsene? Man hu? Was soll das?

Merkwürdig, dass gerade der Kirchentag in Hamburg eine Wundergeschichte zum Thema hat. Kirchentage stehen doch für ein aufgeklärtes Christentum. Und nun das: Wachteln und Manna – eine Wüstenwanderungswundergeschichte (2. Mose 16,11–18). Langes Wortungetüm kurz nacherzählt: die Israeliten sind aus Ägypten geflohen und haben die sicheren Fleischtöpfe verlassen. Der Weg in die Freiheit, ins gelobte Land, führt allerdings durch die Wüste. Es fehlt an allem. Hunger und Durst quälen die Menschen. Das Volk Israel begehrt gegen seinen Anführer

Mose auf, es murrt. Da verspricht Gott Fleisch und Brot. Und so gibt es abends Wachteln und morgens ... hm, ja, was nun? „Man hu?" fragen die Hebräer. Was soll das, wer ist das, was ist das? Keine Ahnung. Wachteln kann man essen, klar. Aber diese kleinen weißen Körnchen, die da auf dem Boden liegen? Die womöglich auch noch von Schildläusen aus dem Saft eines Wüstenstrauchs produziert wurden? Nein danke. Brot sieht anders aus. Schmeckt anders. Aber hungrig, wie die Israeliten sind, sammeln sie dann doch die Kügelchen ein. Und nun das eigentliche Wunder: der eine sammelt viel, der andere wenig. Und als man nachmisst, da hat der nicht zu viel, der viel gesammelt hat. Und der wenig gesammelt hat, der hat keinen Mangel.

„Soviel du brauchst" – dieses Motto steht für die Kirchentagsleute über der biblischen Geschichte. Große, Kleine, Starke, Schwache, Frauen, Männer, Gesunde, Kranke, Alte, Junge. Alle bekommen das, was sie brauchen. Allen steht zu, was sie brauchen. Ein ökonomisches Wunder.

Wird hier einem Grundgehalt das Wort

geredet? Noch vor einigen Jahren wurde dieser Gedanke, dass allen ein bestimmter Betrag als Lebensgrundlage zustehen müsste, für völlig absurd erklärt. Doch neuerdings taucht er wieder in der politischen Diskussion auf. Wäre das nicht ein entscheidender Schritt in eine gerechtere, lebenswertere Gesellschaft? Keiner bräuchte Angst zu haben, dass er durch das soziale Netz fallen könnte. Dies

hätte das Potential, den sozialen Frieden zu sichern.

Eins fällt jedoch bei genauem Lesen der biblischen Geschichte auf: sie haben nicht gleich viel in ihren Krügen. Gut, es reicht für jeden und jede. Aber anscheinend brauchen die Menschen unterschiedlich viel. Die einen mehr, die anderen weniger. Aber alle haben, soviel sie brauchen. Ganz anders, als dies sonst der Fall ist. Da gibt es Reiche, die mehr als genug haben, und Arme, die nicht über die

Zuviel des Guten kann sich in Schlechtes verwandeln

Runden kommen. Das war in Ägypten so, in Israel und so ist es heute in Köngen.

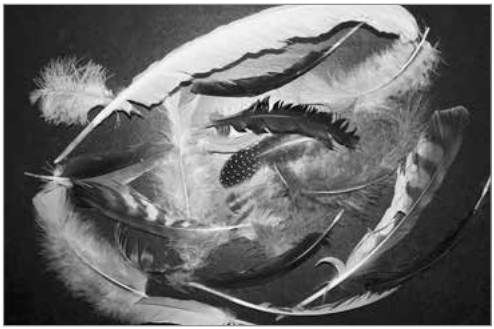
Verbirgt sich hinter der Mannageschichte also womöglich linkes Gedankengut? Wenn links heißt, dass alle das Nötige haben sollen und keiner auf Kosten anderer leben soll, dann ist dies nicht ganz von der Hand zu weisen: das Manna, das gehortet wurde, stank am nächsten Morgen. Reichtum stinkt, erzählt die Geschichte. Zuviel des Guten kann sich in Schlechtes verwandeln.

Wenn man das Thema arm-reich aus der Bibel streichen wollte, dann würde nicht viel von der Bibel übrig bleiben. Allerdings werden nicht alle Menschen über denselben Kamm geschoren. Gerecht heißt nicht, dass alle genau gleich viel bekommen. Kleine Geschwister – „Das ist ungerecht", Schnute – wollen gerne mal genau so viel wie die

Großen. Jedem ein großes Eis ist zwar rechnerisch gerecht. Aber dann läuft die Hälfte runter und bleibt an den Fingern kleben, weil es für die Kleinen zu viel ist. Gerecht ist dann doch was anderes. Jedem, soviel er braucht.

Ein ökonomisches Wunder in der Wüste. Die Israeliten überlebten. Und das Ende vom Lied? Dem Volk Israel wurde es dann doch zu viel. Das Gemurre ging von neuem los. Kein Wunder. Bah! Tagaus, tagein Wachteln und Manna, über Jahre hinweg. Das geht nicht. Selbst jugendliche Fastfood-Anhänger murren nach einem halben Jahr Hamburger mit Pommes. Nur Babies können jeden Tag dasselbe essen und trinken. Ich verstehe gut, dass die Israeliten kein Manna mehr sehen konnten. Auch wenn es süß schmeckte und besser war als Brot. Was ist genug? Nur das Überleben? Zum Leben braucht es doch etwas mehr.

Man hu, Manna – was ist das, was wir brauchen? Nicht nur das Lebensnotwendige, aber was dann? Wein und Trauben, Milch



und Honig, Liebe und Vertrauen, Friede und Gerechtigkeit, Gesundheit und Selbstvertrauen, Arbeit und Aufgaben, Glück und Segen, das gelobte Land und das ewige Leben. Soviel du brauchst.

Bernd Schönhaar

Soviel brauche ich

Jedes Jahr im Januar findet traditionsgemäß in Detroit, der Autostadt schlechthin, die Show der neuen Superstars auf vier Rädern statt. Größer, stärker, schneller, edler, teurer – jedes Jahr dasselbe. Und dazu jagt ein Absatzrekord den nächsten. So, als gäbe es kein Ozonloch und keine Schere, die zwischen Arm und Reich immer weiter auseinander

Einmal in der neuen Corvette fahren

klafft. Natürlich, fast jeder Autohersteller bietet inzwischen auch Hybrid- und Elektrofahrzeuge an, die richtigen Knaller aber sind und bleiben für mich die traditionell angetriebenen Autos mit einem anständigen Hubraum unter der Motorhaube. Sicher, in Detroit waren auch die Massenautos zu sehen, denn damit verdienen die Konzerne schließlich das Geld. Aber ich finde die anderen Autos viel aufregender als einen Golf VII. Leider bin ich noch nie dabei gewesen in Detroit, aber allein die Fotos und Videos treiben meinen Blutdruck in den roten Bereich. Einmal in der neuen Corvette fahren oder dem Aston Martin V12 Vantage Roadster mit der fünffachen Leistung eines stinknormalen Golfs. Ja, ich bekenne mich lustvoll zu dieser Art von Fortbewegung, auch wenn ich es mir nicht leisten kann, so Auto zu fahren. Und ich höre natürlich auch den Chor derer, die gerne im Brustton der Überzeugung sagen, solche Autos brauche kein Mensch. Welchen Klang bekommt hier unser Titel „Soviel du brauchst"? Ist es gar ketzerisch, dieses Bibelzitat in Zusammenhang zu bringen mit der Frage, wie viel PS ich denn brauche? In der Regel wird das begrenzte Budget diese Frage beantworten. Und unbestritten komme ich auch mit einem Dacia Logan in derselben Zeit über die verstopfte A8 von Köngen nach München. Könnte es denn sogar sein, dass unser Bibelzitat meint, ich brauche nur soviel, wie die Vernunft es zulässt? Oder gar: Du bekommst nur das, was du verdient hast? Mir wäre diese Interpretation zu sehr fremdbestimmt. Wo komme ich dabei vor? Ich denke, Gott hat uns in die Freiheit der eigenen

Entscheidungen entlassen und nicht in die Knechtschaft des schlechten Gewissens. Und wenn ich mich entscheide, für den Aston Martin zu schwärmen oder für einen Maserati Quattroporte, finde ich das völlig in Ordnung. Wenn mich die Perfektion eines 12-Zylinders fasziniert, der so vibrationsarm läuft, dass aus einem randvollen Champagnerglas, das auf dem Motorgehäuse steht, auch nicht ein einziger Tropfen verschüttet wird, dann finde ich das auch völlig in Ordnung. Wenn

der zurückhaltende Leerlaufbass eines Ferrari F12 mit steigender Drehzahl zu einem heiseren Schreien anschwillt, geht mir schließlich das Herz auf. Das ist Maschinenbau-Erotik vom allerfeinsten, die mich einfach nur noch begeistert. Klar sind das Träume, die nur für wenige wahr werden, aber träumen werde ich ja noch dürfen, oder? Wenigstens soviel brauche ich.

Uwe Johannsen

Spendenaufruf
Die BRÜCKE ist zur Finanzierung auf Ihre Unterstützung angewiesen. Über Spenden freuen wir uns sehr! Bitte überweisen Sie mit dem Stichwort BRÜCKE auf das Konto der Evang. Kirchenpflege
Volksbank Kirchheim Nürtingen
Kontonummer 1880 004
BLZ 612 901 20.

Impressum
Redaktionsteam:
Ronny Fahrion, Julia Förster, Evi Handke, Wolfgang Hintz, Uwe Johannsen, Gottlieb Lamparter, Petra Maier, Margund Ruoß, Magdalene Schnabel, Bernd Schönhaar, Katja Schwilk, Michael Wulf
Kontakt:
Evangelische Kirchengemeinde Köngen, Kiesweg 59, Tel.07024/ 81333
www.evkg-koengen.de.
Fotos: Von den Autoren und Andreas Korn.
Herausgegeben wird die BRÜCKE von der Ev. Kirchengemeinde Köngen, Petra Maier.
Sie erscheint mit drei Ausgaben im Jahr.
Namentlich gekennzeichnete Artikel geben die Meinung der Autoren wieder.
Gestaltung: Andreas Korn, Dar es Salaam.
Druck: Grafische Werkstätte der BruderhausDiakonie, Reutlingen.
Gedruckt auf Umweltpapier.

Brauchen wir Ökumene?

Diese Frage lässt sich nur aus der Sicht von mehreren Menschen beantworten, deshalb habe ich dieselben Fragen auf der katholischen Seite an Frau Elfriede Maier und auf der evangelischen an Frau Daniela Maier gerichtet.
Gottlieb Lamparter

Ist Ökumene Ihrer Meinung nach ein wichtiges Ziel in der Zusammenarbeit der christlichen Kirchen?

E.M.: Ein sehr wichtiges Ziel – auch für das Zusammenleben der Christen im Alltag.

D.M.: Ja, wir sind alle Christen, die an einen Gott glauben. Man sollte über das trennende hinweg im Kontakt bleiben.

Gehen Sie gerne in einen ökumenischen Gottesdienst, oder ist Ihnen der ihrer eigenen Gemeinde lieber?

E.M.: Ja sehr gerne. Ich liebe beide Formen.

D.M.: Ich gehe gerne in Ökumenische Gottesdienste, denn man sieht dort die Glaubensgeschwister und nimmt sie als diese wahr, dazu höre ich auch gerne anderen Predigern zu.

Sind Sie zufrieden mit der ökumenischen Praxis in Köngen?

E.M: Ja. Ich finde die Köngener Praxis sehr gut. Es gibt viele Angebote und Möglichkeiten. Man muss sie nur nutzen. Sie findet für mich nicht nur auf „kirchlicher" Basis statt, sondern in der Familie, Nachbarschaft, mit Freunden und vielen Begegnungen.

D.M.: Ja, soweit ich das mitbekomme läuft das gut. Es ist heute für uns in Köngen selbstverständlich.

Warum kommen sich die großen Kirchen in so wichtigen Fragen wie Abendmahl/Eucharistie und Amt nicht näher?

E.M.: Davon verstehe ich nicht viel, aber es gibt die Kirchenrechte, Dogmen usw. und es geht sicher auch um Macht.

D.M.: Die Probleme sind Glaubensfragen und da ist Toleranz nur zu einem bestimmten Grad möglich. Auch in der evangelischen Kirche sind oft Annäherungen schwierig.

Wie weit kann Toleranz in Glaubenssachen dem Anderen gegenüber gehen?

E.M.: Es gibt Grenzen, denn wir sollten keinen Fanatismus, keine Verunglimpfung, keinen Schaden an Leib und Seele für Andere und für uns selber akzeptieren.

D.M.: Es gibt Themen, die Anderen wichtig sind, die ich akzeptieren kann, so lange ich sie nicht übernehmen muss und es gibt Inhalte, die in mir sofort Widerstand auslösen.

Wenn ja, wer bestimmt diese Toleranz?

E.M.: Ich selbst – meine christliche Erziehung – meine Lebenserfahrung und meine ständige Aufmerksamkeit für Andere.

D.M.: Das ist eine interessante Frage, ist es der Papst, der Pfarrer, der Kirchengemeinderat, das Zeitempfinden, die Bibel oder das eigene Gewissen?

Gibt es Grenzen der Ökumenischen Zusammenarbeit?

E.M.: Ja, vorgegeben von kirchlichen Vorschriften und dem Willen und dem Verlangen der Gemeinde.(u.a. Abendmahl, Frauen, Heilige, Zölibat) Selbst an der Basis gibt es lieb gewordene oder gewohnte Dinge und Rituale, die zwar nicht ausschlaggebend für den Glauben sind, die aber auch dazu gehören- z.B. für mich das Kreuzzeichen, Weihwasser, manchmal Weihrauch, der Dialog mit den Gottesdienstleitern während des Gottesdienstes, ein kräftiges Amen der Gemeinde u.a.

D.M.: Ja, zeitliche Grenzen, es gibt auch andere Aufgaben und natürlich auch persönliche Grenzen. Für mich zum Beispiel sehe ich in der Marien- und Heiligenverehrung in der katholischen Kirche eine Grenze.

Hat nicht jeder gläubige Christ seinen eigenen Glauben?

E.M.: Der Glaube eines jeden Menschen wird zunächst erlebt und erlernt vom Elternhaus, von der Schule und von den Kirchen.

D.M: Jeder Christ muss seinen eigenen Glauben finden. Natürlich gibt es Vorbilder. Nicht alles muss man neu ausdenken, aber man muss seinen eigenen Weg finden.

Gibt es für Sie einen Maßstab an dem man den rechten Glauben messen kann?

E.M: Gegenfrage: Welches ist der richtige Glaube???
Unser christlicher Glaube sollte aus den zehn Geboten und der heiligen Schrift kommen und im Alltag und Zusammenleben bestehen.

D.M.: Es geht nicht ohne Glauben an Jesus Christus, den Sohn Gottes, gekreuzigt, gestorben, auferstanden. Die Bibel ist Für mich dabei der Maßstab, sie ist zeitlos, man muss sich mit ihr auseinandersetzen.

So viel Stille

Jetzt im Winter denke ich oft an Madame Claire, ob ihr die Kälte zu schaffen macht, ob sie eingeschneit ist? Claire ist Anfang 70 und lebt seit über 30 Jahren in den Schweizer Bergen, in einer einfachen Holzhütte auf über 2000 Metern Höhe. Sie lebt da völlig alleine, das ganze Jahr über. Ihre Hütte ist nur zu Fuß und im Winter nur auf Skiern zu erreichen. Claire mag den Winter. Sie liebt ihre Einsamkeit und sie ist froh, dass im Winter nur wenige Menschen durch den Schnee zu ihr hinauf steigen.

Claires Hütte liegt gegenüber unserer Urlaubshütte, dazwischen das Tal, zwei Dörfer

Es ist halt Winter, aber das geht schon

und ein strömender Bach. Seit Jahren schau ich hinüber und frage mich, wie und warum Claire so lebt, wie sie lebt. Ohne Strom, ohne fließend Wasser, ohne Nachbarn? Letztes Jahr habe ich sie besucht und war erstaunt. Ich traf eine offene, sehr freundliche Frau mit einem Leuchten in ihren Augen. Es war eine unspektakuläre Begegnung und trotzdem für mich berührend. Die Gelassenheit und Zufriedenheit, die Claire ausstrahlt, die Ruhe, die von ihr aus geht, das hat mich beeindruckt. Von ihrer Hütte aus hat man einen grandiosen Ausblick auf die Walliser Alpen. Ob es diese faszinierende Aussicht auf die Viertausender ist, die Claire so erfüllt? An der Höhe der Berge liegt es wohl kaum, denn mit Zahlen und Maßen nimmt es Claire nicht so wichtig. Als ich von ihr wissen wollte, wie sie im Winter bei minus zwanzig Grad ihre Hütte warm bekommt, meinte sie lachend: „Ich weiß nicht wann es minus zwanzig Grad hat, ich habe kein Thermometer. Es ist halt Winter, aber das geht schon."

Wie lange es mir wohl gefallen würde, so zu leben wie Claire? Im Urlaub brauche ich nicht unbedingt fließend Wasser, Dusche,

Zentralheizung und Telefon, obwohl ich diesen Komfort im Alltag sehr schätze. Auf der Hütte geht es auch ganz gut ohne diese Annehmlichkeiten.

Jeden Morgen ist es ein freudiger Augenblick, wenn die ersten Sonnenstrahlen über den Berg kommen. Im Nu wird es angenehm warm und es drängt mich hinaus. Bei schönem Wetter findet das Leben fast ausschließlich vor der Hütte statt. Auf der Wiese sitzen und einfach die schöne Aussicht genießen, das ist herrlich. An manchen Tagen sitze ich einfach nur da und schaue, sonst nichts. Das ist das Besondere wenn man so hoch droben wohnt, man ist schon da wo es schön ist.
Es zieht mich jedoch auch höher hinauf, auf einen Berg, auf einen Pass, oder zu einem der Bergseen. Es muss nicht immer ganz oben sein, es gibt auch wunderschöne Orte auf halber Höhe. Einer meiner Lieblingsorte ist ein kleines Hochplateau, umringt von steilen Felswänden, zur Talseite hin offen mit einem beeindruckenden Bergpanorama. Das Faszinierendste hier oben ist die absolute Ruhe, außer den Geräuschen, die ich verursache, ist hier nichts zu hören. Nur Ruhe und Stille, vielleicht noch der Wind, sonst nichts. Das ist Genuss pur. Diese äußere Ruhe geht auf mich über, sie breitet sich in mir aus, hier werde ich ganz still. Das ist für mich das Eindrücklichste, völlig in der Stille ankommen, ein Teil dieser Stille zu sein. Das erleben zu dürfen erfüllt mich mit großer Dankbarkeit. Altmodisch ausgedrückt könnte ich auch sagen: hier bin ich selig. Hier oben braucht es so wenig um selig zu sein. Einzig ein paar gute Wanderschuhe, wetterfeste Kleidung, einen Rucksack mit Vesper und Wasserflasche.

Und Claire in ihrer einfachen und einsamen Hütte, was bracht sie um glücklich zu sein? Oder was braucht sie alles nicht? Lebt sie von der Stille? Vielleicht besuche ich sie im nächsten Sommer, dann werde ich sie fragen.

Ulrike Morschl

Sieben Wochen ohne ...?

„Sieben Wochen ohne schafft man immer!", sagt Betina Benzler und ich denke an meine mehr oder weniger gelungenen Versuche an der Fastenaktion „Sieben Wochen ohne" der evangelischen Kirche mitzumachen. Frau Benzler hat viele Jahre an diesen Aktionen teilgenommen und sie muss es wissen.

„Früher, im Jugendkreis, war es ein Muss. Die Süßigkeiten wurden weggeschlossen, der Fernseher blieb kalt. Wir wollten spüren, wie sich der Verzicht anfühlt und wie wir, auch in der Gruppe, damit zurechtkommen würden. Wir haben gemerkt: Sieben Wochen, das schafft man immer, auch wenn der Verzicht

ohne falschen Ehrgeiz

die Sehnsucht nach der Süße der Schokolade noch steigern kann. Die Lust auf die Fülle hinterher war schon groß. Aus heutiger Sicht würde ich sagen, dass der Verzicht aber langfristig nichts verändert hat, außer dass wir stolz waren, es geschafft zu haben.

Dann gab es viele Jahre, in denen die Fastenzeit für mich keine Bedeutung hatte.

Die letzten Jahre habe ich mich dann wieder beteiligt. Ausprobiert wie es 7 Wochen ohne Alkohol ist, die Fernbedienung verbannt oder das Autofahren eingeschränkt, eben das Erwachsenenprogramm zum Verzichten. Mein ganzes Interesse an dieser Zeit wurde erst mit einem Fastenkalender zum Thema: " 7 Wochen ohne falschen Ehrgeiz" geweckt. Das Thema hat mich getroffen und beschäftigt mich heute noch. Der Verzicht auf bestimmte Lebenshaltungen oder Grundeinstellungen reicht weit in meinen Alltag hinein, bringt mich zum Innehalten und Nachdenken. Ich rede mit Freunden darüber, diskutiere am Arbeitsplatz oder in der Familie. Das Thema sieben Wochen lang nicht aus den Augen zu verlieren, nicht im Alltäglichen versinken zu lassen, das ist die Chance der Aktion. In dieser Zeit könnte eine neue Tiefe entstehen, ich komme vielleicht zum Eigentlichen. Was will ich wirklich in meinen Verbindungen zu Menschen, was will ich wirklich für mich alleine oder in der Arbeitswelt? Wo muss ich Grenzen ziehen und wo kann ich ganz weit meine Zeit öffnen?

Vielleicht kann ich dann zufrieden zurücksehen, nachdem ich mich dem Thema gestellt habe, mich entschieden habe und damit einen guten Tag hatte. Einen Tag, der vielleicht die Idee für weitere solche Tage enthält. Bei der Zeit ohne falschen Ehrgeiz hat sich für mich viel bewegt.

Es gibt aber Fastenaktionen, da würde ich ganz sicher nicht mitmachen: „7 Wochen ohne Zeitung" ist für mich indiskutabel oder „7 Wochen ohne Sport", das kann keiner von mir verlangen, auch schon „10 Tage ohne Essen" würde ich freiwillig nie machen. Soviel Information, Sauerstoff und Spaghetti brauche ich einfach."

Das Gespräch mit Betina Benzler führte Wolfgang Hintz

Konfirmation 2013

am 21. April, 10.00 Uhr
Peter- und Paulskirche Köngen
Pfarrer Bernd Schönhaar:

Leonie Barger
Nick Burk
Erik Clement
Adrian Dietrich
Oliver Fetzer
Tim Fischer
Sebastian Flaig
Vanessa Gienger
Debora Graf
Janika Kammer
Kevin Karagören
Marcel Klein
Kristin Kohler
Lea Köstler
Miriam Maier
Nadine Milkereit
Jens Polzien
Jan Samuel
Marcel Schwilk
Jenny Seiler
Tim Strobel
Manuel Strobel
Anica Wulf
Alyssa Zinsberger

am 28. April, 10.00 Uhr
Peter- und Paulskirche Köngen
Pfarrer Andreas Lorenz:

Anna Bauer
Leonard Benz
Samira Benz
Tim Betzler
Ramona Blind
Maximilian Fietz
Corinna Gölz
Sanja Heuer
Lara Klopfer
Robin Kosak
Carolin Kullen
Lorena Manowski
Robin Medwed
Maximilian Merkel
Dennis Müller
Bettina Opifanti
Lisa Rauch
Pia Reutter
Cathrin Schleich
Denise Schmid
Konrad Schmidt
Marcel Schweiß
Luis Sommer
Leonie Volland
Carolin Weis
Florian Würschum

Einmal wird uns gewiss
die Rechnung präsentiert
für den Sonnenschein
und das Rauschen der Blätter,
die sanften Maiglöckchen
und die dunklen Tannen,
für den Schnee und den Wind,
den Vogelflug und das Gras
und die Schmetterlinge,
für die Luft,
die wir geatmet haben,
und den Blick auf die Sterne
und für alle die Tage, die Abende und die Nächte.
Einmal wird es Zeit, dass wir aufbrechen und
bezahlen,
Bitte die Rechnung.
Doch wir haben sie ohne den Wirt gemacht:
Ich habe euch eingeladen,
sagt er und lacht,
soweit die Erde reicht:
Es war mir ein Vergnügen!

Lothar Zenetti